

Friedrich von Bagern und sein Werk

Autor(en): **Deubel, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geld strategisch wichtige Militärstraßen baut. Im Bauprogramm für das laufende Jahr ist u. a. auch der Ausbau der Arlbergstraße vorgesehen. Österreich wird also an das italienische Netz strategischer Automobilstraßen angeschlossen, womit Hand in Hand eine fieberhafte Motorisierung des österreichischen Bundesheeres geht. Und da spricht man noch von „Unabhängigkeit“ dieses Staates!

Für uns Schweizer bedeutet all dies eine Verschiebung der militärischen Grenze Italiens vom Brenner und Reschen bis an den Bodensee und die militärische Umklammerung des Kantons Graubünden. Man hat dies zuständigen Orts offenbar nicht übersehen und es dürfte daher wohl kaum ein Zufall sein, daß die lektjährigen Manöver der 6. Division sich gegenüber der Ausmündung des Arlberg abspielten.

Diese für uns recht unerfreuliche Situation wird dadurch noch beunruhigender, als gerade Österreich derzeit das Pulverfaß Europas ist und nicht zur Ruhe kommen wird, solange eine kleine Gruppe die Mehrheit der Bevölkerung niederhält. Wir Schweizer können, so will mir scheinen, nur wünschen, daß in Österreich wieder eine von einer Volksmehrheit oder dann mindestens von aus freien Wahlen hervorgegangenen Parteien getragene Regierung ans Ruder kommt und haben daher allen Grund, das Geschehen in Österreich aufmerksam zu verfolgen.

Friedrich von Gagern und sein Werk.

Von Werner Deubel.

Die literarische Kritik im Nachkriegsdeutschland, die so manchen Giftpilz in Mode gebracht und so manchen federführenden Homunkulus bis zu internationaler Berühmtheit hochgelobt hat, blieb mäuschenstill, als im Sommer des Jahres 1932 Friedrich von Gagern sein fünfzigstes Lebensjahr vollendete. Wohl waren seine Bücher jeweils bei ihrem Erscheinen gelegentlich in Zeitschriften und Zeitungen besprochen, hie und da sogar zaghaft gepriesen worden, aber dies feuerlose, vorsichtige Loben konnte es mit der beherrschenden Kritik nicht aufnehmen, die mit kategorischem Superlativ ihre Leute auf das Podium stellte, nichtgewünschte Namen aber ebenso kategorisch totschwieg oder durch irreführende Einordnungsschlagworte unschädlich zu machen suchte. (So sprach man von Gagern, wenn man einmal von ihm sprach, als von dem „beliebten Jagdschriftsteller“ oder — noch grotesker — von dem „namhaften katholischen Autor“.)

Man darf sich einbilden, in seinen Urteilen noch so selbständig zu sein, — in i r g e n d einem Grade ist j e d e r den Einflüsterungspraktiken der meinungsbestimmenden „offiziellen“ Kritik unterworfen. So mag es denn ge-

stattet sein, meine gleichsam gegen den Willen des „Zeitgeistes“ erfolgte Begegnung mit Gagern kurz zu berichten.

* * *

Eine erste Ahnung von Gagerns Bedeutung kam mir beim Lesen des 1932 erschienenen Hauptwerkes der neuen deutschen Philosophie „Der Geist als Widersacher der Seele“ des (in Kilchberg am Zürichsee lebenden) großen Denkers Ludwig Klages, an dessen schreckenerregender Wirkung auf die literarischen und wissenschaftlichen Machthaber ich seit zwanzig Jahren die oben erwähnten Totschweigungs- oder Verzerrungsmethoden in ihrer unverblühtesten Giftigkeit zu studieren Gelegenheit hatte. In dem denkwürdigen Kapitel „Von der Coincidentia oppositorum“ zitiert Klages aus Gagerns „Grenzbuch“ eine Schilderung der amerikanischen Landschaft und zumal des Ohio, bevor die Ohio-Gesellschaft, gegründet „zur Entrechtung und Beraubung der Indianer und Füllung einiger großer Säcke“, um 1750 dort eindrang.

„Das war der Ohio,“ so heißt es dort sodann. „Der weiße Mensch hat ihn zum Abwasser seiner Großschlächtereien und Aschenhalben, zur Kloake schwarzer Eisenstädte, zur Gasse gemacht. Der weiße zivilisierte sogenannte Mensch, die Bestie. Nicht des großen Geistes Kind, der Indianer. . . Heute ist fast ganz Amerika ein einziger grausiger Felsen- und Schlackenkarst; der Feueratem der eisernen Maschinenendrachen, der Gifthauch der amerikanischen Seele hat seine heiligen Wälder gefressen.“

Wenn ein so gedanken- und sprachgewaltiger Schöpfergeist wie Klages, der an sich und andere die höchsten Anforderungen zu stellen gewohnt ist, im Haupttext seines Lebenswerkes einen Schriftsteller der Gegenwart zitiert, so ist mit Sicherheit zu schließen, daß es sich in bezug auf Form wie Gehalt dabei um einen Autor von Rang handelt. In der Tat sind die aus Gagerns Werk angeführten Sätze von einer mächtigen Leidenschaft getragen, und wer noch zweifeln wollte, daß hier ein großer Wissender redet, der in dem weltgeschichtlichen Vernichtungskrieg der Zivilisation gegen die unbegeisterte Natur, des Willens zur Macht gegen das Leben tapfer und ritterlich Partei ergriffen hat, dem würde es der Satz zur Gewißheit erhärten, mit dem Klages die Reihe seiner Gagern-Zitate beschließt:

„Weltgeschichte ist nichts als die Geschichte einer ewigen Blutrache; und wer weiß, wie nahe uns die Zeit, da die fluchbeladenen weißen Herrenvölker des Abendlandes in gegenseitiger Zerfleischung an ihrer eigenen Zivilisation, an ihrem Wahn und Wesen zugrunde gehen, zum Sühnopfer für die wahren, die unschuldigen Kinder Gottes, deren Gebeine still unter den eisenbesäeten Schlachtfeldern ihrer Mörder ruhen, deren Geister klagend über den Stätten ihrer verwüsteten Heimatgärten, ihrer verödeten Paradiese schweben.“

Daß mit solchen Sätzen die Hauptrichtung der Lebensüberzeugungen Gagerns bezeichnet ist, bestätigte mir der Roman „Das nackte Leben“, das erste seiner Bücher, das mir zur Hand gekommen ist. Bei Beginn dieser hinreißend geschriebenen Erzählung hat René, ein österreichischer Edel-

mann, Jugend und Studium hinter sich, „Wein, Weib und Walzer“ ausgiebig genossen.

„Ja, und dann? Dann begann er eben einmal, jener lange, schwüle, vielwendige Weg, der durch südüppiges Gartengelände aufwärts führte, vom Guten zum Besseren, vom Besseren zum Besten, vom Köstlichsten zum Seltensten, vom Seltensten zum Seltfamsten in Blüte und pikanter Frucht — und von da steil hinan zum fahlen einsamen Überdruß. . .“

So kommt René von Stambul her nach Tetuan, er gerät durch die Einladung eines alten Juden ins Ghetto und durch Biancha, die Tochter seines Gastfreunds, in neue, unvermutete Anfechtungen. Aus diesen löst ihn Bianchas schwermütig-träge Mutter, mit der er über das jüdische Problem ein paar grundgescheite Gespräche führt, die zum menschlich Kultiviertesten und zugleich Unerbittlichsten gehören, was man über dies Thema lesen kann. Und aus dem Ghetto führt ihn die Entzifferung einer Geheimschrift, die auf dunklen Pfaden in dies Haus gekommen ist und die den Weg beschreibt zu einem Goldberg im wildesten Rifgebiet. Als Händler verkleidet reiten nun beide in das Gebiet der Ruaja. Der Jude entflieht, René erhält einen beinahe tödlichen Schuß und hat, von Minusch, der Enkelin des Häuptlings, aufgeflegt, nichts mehr zu eigen als das nackte Leben, und das ist — so fällt es ihm wie Schuppen von den Augen — das wahre, das eigentliche, wirkliche Leben, das nun erst beginnt mit Minusch und eigenhändigem Hausbau und Aufnahme in den seit Urzeiten her verschollenen nordischen Stamm der Rifleute, — ein Leben, kernig, gesund, hart und überschwänglich, fern von der seelenverödenden Zivilisation und den „Staatsmaschinen Europas“, an deren verborgensten, allerinnersten Hebeln der jüdische „Schwarzalb“ sitzt.

Nach der Lektüre dieses Romans beschloß ich, sämtliche Bücher des Verfassers zu lesen. Hier redete ein Weltkundiger, ein weltüberlegen Gewordener, der, eben weil er so heiß und groß das echte Leben liebte, auf keine Illusion mehr hereinfiel. Dies Werk war Edelfrucht einer wurzeltiefen Reife, in vielen Sonnenbränden und rüttelnden Stürmen der Erfahrung reif und süß geworden. — Ich habe den Entschluß nie bereut, im Gegenteil: der Dichter hat noch mehr gehalten, als dieser eine Roman versprochen hatte.

* * *

Welches seiner Bücher man auch zur Hand nimmt, — immer steht Gagern sicheren Instinktes auf Seiten der bewußtlos bildenden Wachstumsmächte in Erde und Volk, Wald und Wild, Blut und Boden und der lebendigen Werte von Klasse und Rang, des Erdverwurzelten und Heroischen in Bauer und Edelmann. Der Religion nach ist Gagern also ein deutscher Heide von ungebrochener Kraft, und gerade darum verehrt er den Katholizismus, der das gesunde Heidentum mit seinen Göttern und Geistern in den Völkern — wiewohl natürlich wider eigenen Willen — bewahrt hat. Mit

schonlosiger Tapferkeit bekämpft darum Gagern den dämonischen Widersacher des Lebens, mag der nun in der Maske des Bösen „Logos“ oder des zivilisatorischen Fortschritts, der christlichen Erdentfremdung oder der jüdischen Völkerzersehung auftreten.

Man hätte uns aber gründlich mißverstanden, wollte man nun hinter Gagerns Büchern eine „Tendenz“ vermuten. Gagern ist in erster Linie Erzähler, — ein Erzähler von mächtiger Phantasie und besessen von der Leidenschaft, zu sagen und zu singen, zu bilden und zu gestalten. Deutlich diesem Drange entwachsen sind die Jagdgeschichten seiner ersten Bücher „Im Büchsenlicht“ (1902), „Von der Strecke“, „Wundfährten“ (1904), und die beiden großartigen Meisternovellen des Buches „Am Ramin“ (1922). Ja, noch an den aufregenden Zwölfnächtierzählungen von Vor- und Ferngesichten, Meldungen, Hellsehern und Doppelgängern, die in dem Bande „Geister, Gänger, Gesichte, Gewalten“ (1932) zusammengefaßt sind, sehen wir den Trieb zum Berichten, zum Garnspinnen, zum künstlerischen Darstellen entscheidend beteiligt; wenn schon dies Buch in einem tiefen Sinne Gagerns weltanschauliche Haltung, seine Ehrfurcht vor dem alldurchwaltenden Leben bekundet, worüber er sich in der Vorrede folgendermaßen vernehmen läßt:

„Noch mag es Menschen geben, die solche Stunden und Stimmungen kennen und kosten: Seelen, die der Maschine, dem Bann der riesengewirbelten Goldmühle, Salzmühle, Heermühle, Gerichtsmühle nicht ganz oder schon nicht mehr verfallen; Geister, die sich von der flachen Nutzung der Natur lieber weg und heim zum Geheimnis unserer eigenen Innengewalten wenden; Einsame und Überlegene, Wissende und Stille, denen die winzigen Wichtigkeiten körperlicher Ertüchtigung und bürgerlichen Habens noch nicht alles bedeuten; Gläubige, denen nicht die Götzen des Tages Gott, nicht ihre Bonzen Orakel, sondern die Nornen, die Nornen — — in uns selbst. . .“

„Das Geheimnis“ schildert das erste ehrfürchtige Hinuntertauchen des abligen Kulturmenschen in Sprache und Brauchtum des Volkes, in die mythenbildende Seelenunterwelt der Land- und Waldbewohner. Es folgt das gestaltreiche Sittengemälde „Der böse Geist“, eine erste tapfere Anklage gegen die volkszersehenden Mächte: die Fabrik, den Juden und vor allem die ultramontane Politik des Klerus, der im Wettstreit mit dem gleichgerichteten Sozialismus unterm Vorgeben selbstlosen Befreiungswillens zwischen Bauerntum und Adel den spaltenden Keil treibt und so die eigene Macht mäktet, indem er den Bauern nur umso gründlicher entwurzelt und knechtet.

Umfassender, reifer und farbiger noch kehrt dies Thema in dem großen Romane „Die Wundmale“ (1917) wieder, der nun schon entscheidend dichterische Merkmale trägt. Hier wird im Werdegang eines jungen Priesters die seelenverseuchende Wirkung des Zölibats erbarmungslos aufgewiesen und — was wichtiger ist — mit der Kirche selbst um das Wesen echter Religion gerungen. In diesem Roman taucht zuerst die später noch einmal wiederkehrende, fast mythische Gestalt eines „Alten vom Berge“ auf,

der hoch über den Niederungen christlicher Glaubenskämpfe eine heldische, echte und ehrfürchtige Lebensreligion wirklich lebt und in trotziger Einsamkeit verkörpert. Wie ein Bild voll geheimnisvollster Bedeutung hebt es sich aus der Schilderung einer Sonnwendnacht:

„Die Feuer verloschen. . . Da und dort loderte eine der Bergfackeln in neuer Pracht auf; die andern aber wurden klein und müd und gingen zur Ruhe. — Nur der Feuerbrand des alten Heiden zuhöchst in der Einsamkeit wollte nicht ersterben; majestätisch überstrahlte er jetzt alle anderen, umnebelt von rötlichem Hauch. . . Dort drobe kauerte jetzt der weißhaarige Einsiedler, den Hartriegelstock gegen eine Wurzel gestemmt, das Kinn auf die verschränkten Hände gestützt — so saß er unterm Stamm des düsterroten Wetterbaumes und starrete stumm in den brodelnden Glanz und wachte feierlich über den Tälern der Kinder, er, der Weltferne, der heimgekehrt zu den Stürmen und Sternen. . .“

Hierher gehört auch Gagersns einziges Drama „D z e a n“ (1921), das er „Der deutschen Not“ zu Hilfe geschrieben hat, ein düsteres Gemälde menschlicher Leidenschaften von großartigen Ausmaßen.

* * *

Mit dem Epos „Ein Volk“ (1924) ist nun die Vollendungsstufe echter Dichtung erreicht. Der gesamten reichsdeutschen Bauernliteratur weit überlegen, selbst Böns' „Wehrwolf“ oder des Costers „Menspiegel“ überragend, reicht dieser Roman wie jeweils nur ganz wenige Dichtungen der Völker in das Gipfelgebiet der Weltliteratur. Gemeint ist das kindergute, einfältige, seelentiefe, liederreiche und geduldige Volk der Kroaten mit seiner „rindfleischfatten“ bürgerlich-jüdischen Mittel- und seiner adligen deutsch-ungarischen Oberschicht. Aus dem anonymen Dunkel dieses Volkes steigt Marko Ubranič, ein vaterloser Findling, und wird — nicht aus Anlage oder sozialer Empörung, sondern gestoßen von Zwang und Verhängnis — zum Räuber und Mörder. Denn immer gegenwärtig und geheim die verborgene Flamme entfachend, klingt ein Heldenlied in ihm nach, das ihm in früher Knabenzeit wie ein weckendes Wunder in die Seele gefahren, von Marko, dem Kronprinzen, der in einem der Heimatberge schläft und seiner Wiederkehr wartet. Und nun geschieht es, daß, hochgerissen vom heldischen Glanz der Taten des Räubers Ubranič, die zahllosen Einzelnen zusammenwachsen zu einem Volk, in ihm, der es verkörpert, die gemeinsame Liebe entdecken zu Erde und Art, zu Blut und Brauch und den gemeinsamen Haß gegen Wucher und Rechtsbruch, gegen Richter, Jud und Pfaff. Dies Erwachen und Erwachen eines Volkes im Bilde des einen, von der Welle des Schicksals hochgehobenen Helden gehört zum Mitreißendsten, was wir in der deutschen Dichtung der Gegenwart besitzen. Seite um Seite könnte man füllen, wollte man alle Vollkommenheiten des Aufbaus, alle kühnen Wendungen der Handlungsführung und die vollblütige Pracht der Sprache im Einzelnen würdigen. Doch sei es gestattet, von dieser unter hundert Herrlichkeiten wenigstens ein Beispiel zu bieten. Der junge Ubra-

nitsch ist auf der Suche nach Arbeit zu einem burggekrönten Gebirgsweiler aufgestiegen und trifft ein halbwüchsiges Hirtenmädchen.

„Auf schmalem, von Sonne und Regen graugemorschem Balken übertritt er den Riß, der den Gipfel des Burgthrones spaltet. — Dann stand er unter Kesseln und Schutt des Gevierts, braune Schlangen entkrochen träge ins staubversengte Unkraut, droben auf der Mauerkrone gurrten und zärtelten die Turteltauben, Sand rieselte leise in die Stille hinab, und durch den hohlen Fensterbogen überm Absturz flimmerte die Sicht über Glutdunst und Spätsommer des fernhin verglühenden Gefilds. . . Drunten grasten friedlich die Kinder, ein Strich goldgrüner Sonne streifte am großen Schatten des Berges vorüber die Trift. . . Kostige Schüsse knallten im Abend der Weinberge, die Rindenhörner (der Hirten) lullten, hoch in Glorie und Verklärung, selig durchflammt, spann der Schreiadler seine Kreise. . . Über ihr Spiel weg spähte sie nach dem blonden Gefährten; der aber starnte unverwandt gradaus in den Schmelzbrand ob der Blaugut der fernen Höhen. Dunkler und dichter ward das Lodergewog im Abend, Dumpfrauch schlug darein, die Herbstwelt wurde alt und grau und verlosch. Plötzlich richtete Marko sich aus seinem Kauern auf; mit dem Peitschenstiel wies er in die feurige Dämmerung. — „Das muß dir jener Berg sein,“ kündete er erregt („der, in dem der Königssohn Marke schläft“). . . Zwei Raben strichen hoch über dem ergrauten Turm durch letzten Ätherschein. . . Überm Duster des Fieberwaldes drunten webten die blauen Schwaden. . . Das Armseelengeläut schwang müde aus . . . : Brot und Sorge, Brot und Segen, Brot und Arbeit, Brot und Mühsal, Brot und Not und Tod. . .“

So wächst aus der Landschaft das Volk, aus den Bergen die Sage, aus der kindlichen Seele der Held, und aus aufschauern dem Rabenflug raunt die Morne künftiges Verhängnis. Denn die Masse der Ewigträgen läßt Marko allein, sie geht nicht mit, sie genießt ihn nur wie ein kühnes Schauspiel und eine Spiegelung ihrer innersten Wünsche. Und so geht er einsam den schweren Weg in die Schuld. Mit dem Glauben an sich erbleicht auch das rote, wilde Leben. Der Zauber ist zerbrochen, Spiegelberg siegt. Da, schon im Niedergang, geschieht noch einmal das Wunder. Ubranitsch ist doppelt, an zwei Orten zugleich übt er seine rächende Gerechtigkeit. Dies ist wohl der kühnste Zug in diesem Volksepos: dem Ubranitsch ersteht ein Dioskur und Doppelgänger, Graf Caraffy, der großzügig-ritterliche Edelmann, der, eingekesselt von den Forderungen des Steueramts, geheßt vom „Moralrindvieh“ der Gewöhnlichkeit, aus verlorenem Herrentum nur noch den Weg offen sieht in die Heldeneinsamkeit des Räuberlebens und damit in die Brudernähe des Ubranitsch. Am Ende bringen der Staat und das Mittelmaß, die Bravheit und die Ordnung beide zur Strecke. Aber das Bild des bergverwunschenen Sagenprinzen, von ihrem Blut verjüngt, leuchtet erneuert weiter durch die Zeiten und Lieder, bis es in irgend einen fernen Folger wieder Wirklichkeit und sichtbare Flamme wird und so die Ewigkeit des völkischen Glutkerns verbürgt.

* * *

Fast bis zur Höhe dieses Werkes reicht der andere Volksroman „Die Straße“ (1929). Die Straße ist das Symbol des lebenvertilgenden Fortschritts. „Ihre Straße geht mit Macht hinauf, und meine alten Wälder

kommen reißend herunter," sagt der Graf zu dem Ingenieur. Von der farbenreichen, ja atemlos spannenden Handlung, von dem geradezu märchenhaften Reichtum an Bildern, Gestalten und Schicksalen sei hier gar nicht die Rede; nur darauf soll hingewiesen werden, daß in diesem Buche am klarsten, reifsten und wärmsten die Lebensreligion des Dichters ihren Niederschlag gefunden hat. Verloren ins blaue Weben der Meilerschwaden starrend, flüstert hoch oben in den Bergen der alte struppige Röhler:

„Wer aber denkt an Gott? Niemand denkt an Gott. Das Volk in den Kirchenställen, der Pfaff vorm Altar? Die da die Straße brechen und Gottes Stille stören und seine Reinheit besudeln mit Blut und Pulverrauch? Und ihr, die ihr Gottes Wälder vermezelt und verschneidet? Und die dort drunten mit ihren Kanonen? Wer? Das Tier nur hat Gott und ist in ihm, und im Tier ist der Gott.“

Noch eine Schicht tiefer unter solchem Wissen um den mörderischen Hereinbruch naturabgelöster Willkür finden wir, meilenfern von allen Selbsttäuschungen der Erlösungsbedürftigkeit, den harten, klaren und männlichen Heroismus einer tragischen Religiosität.

„Alles ein webend Kreisen von Not und Wehr, Genuß und Leid, ein Spirallauf von Jägern und Gejagten, Hunger und Stillung, Wahn und Weh: — Wirbel aus einer Ewigkeit in die andere, in all deren Mitte unerreichbar, unbegreiflich das große Geheimnis strahlt und wirkt.“

* * *

Man sollte meinen, die bisher angeführten Werke seien genug und übergenug für das schöpferische Leben eines Gestalters. Aber wir müssen Gagners Amerikabücher noch erwähnen, allen voran das Indianerbuch seit dem großen Cooper, „Das Grenzerbuch“ (1927), eines der ganz seltenen bedeutenden Bücher, die über die abenteuerliche und in ihren Folgen so unausdenkbar grauenvolle Eroberung Nordamerikas durch die weiße Rasse geschrieben worden sind.

Wer aber nach allem bisher Gesagten noch nicht wußte, warum die literarische Öffentlichkeit der Nachkriegszeit die Wassermann, Schnitzler, Mann, Neumann, Feuchtwanger, Döblin zu Repräsentanten deutschen Schrifttums emporlobte, einen Gagnern aber nicht wollte hochkommen lassen, dem wird das Grenzerbuch Aufschluß geben, in dessen Vorwort es heißt:

„Dieses Buch, geschrieben und gegeben in Sinn und Absicht der Taciteischen Germania, dies Buch gehört vor allem der erstarkenden, erwachenden Mannsjugend, dem von hundert Sumpfgiften umlauerten, in verpesteter Atmosphäre heranwachsenden Geschlecht, der Zukunft. Ein Lesewerk für junge, unverdorbt abenteuerfrohe Menschenkinder . . .; eine Chronik der Wildnis für gesunde ehrliche Mannsnaturen, Lehrer wie Lernende, für Deutsche, die sich noch an rauhem, kargem Helbentum zu begeistern, zu stählen, zu trösten vermögen.“

Begreiflicherweise konnte der Dichter an solch reichen Rohstofflagern einer in Europa so gut wie unbekanntem Heldengeschichte nicht vorübergehen, ohne selbst zur dichterischen Gestaltung angeregt zu werden. So entstanden aus diesem Motivkreise zwei kostbare Perlen des Gagnern'schen

Werkes: die packende Novelle „*Am Marterpahl*“ (1925) und der leidenschaftlichste und düsterste Roman unseres Dichters „*Der tote Mann*“ (1927).

* * *

Man findet bei Gagern zwei Elemente beisammen, die sonst in der Literatur meist getrennt erscheinen: eine mächtige Phantasie, die mit gleicher Bildhaftigkeit das Nächste wie das Fernste ergreift, in unererschöpflicher Fülle immer neue novellistische Einzelzüge erfindet und sich in einem unübersehbaren Reichtum von Gestalten, Charakteren, Seelen und Schicksalen auslebt, — und daneben einen gedanklich einverleibten Wissensstoff von solcher Bildungsweite, daß man füglich staunt, wie unaufdringlich und beiläufig all diese historischen, theologischen, musikalischen, waffenkundlichen, forstwissenschaftlichen, psychologischen, medizinischen, geographischen und sprachlichen Sachkenntnisse sich einfügen und, wie spröder Stoff sie sein mögen, in hochkünstlerischer Sprachform stets in den Dienst der Dichtung gezwungen werden. So findet sich in einem der frühen Romane, in dem sich für Gagern der entscheidende Übergang vom Schriftsteller zum Dichter vollzieht („*Die Wundmale*“), ein Abriß der Papstgeschichte von monumentaler Ausdruckskraft oder die Schilderung eines Orgelspiels, deren schlechtweg vollendete Meisterschaft nur derjenige würdigen kann, der weiß, wie hoffnungslos schwer es ist, ein musikalisches Kunstwerk mit den Mitteln der Sprache darzustellen.

Allein Gagern ist ja weit mehr als ein Schriftsteller und Künstler. Was ist es aber, das uns beim Lesen eines Dichters so rätselhaft entflammt, daß wir meinen, farbiger, tiefer und reicher zu leben? Es ist der Gehalt an geschauter Wirklichkeit. Um von der Bildkraft und Schauergewalt der Sprache eine Vorstellung zu geben, führen wir nur zwei Beispiele an; ein Wetterumschwung zu Frühlingsbeginn:

„Denn es stammte Desiderius von der Insel Beglia im blauen Schirokomeer, und seine Predigten waren am bußhaftigsten, wenn der Advent mit seinen Frösten und grauer Winterkälte ihm die Wohlthat klösterlicher Geborgenheit zu Gefühl brachte. Sowie aber der alte heilige Süd Sturm über die Berge hereinbrach, plötzlich in einer Mitternacht die Höhen leis erdröhnten und es wie ferne Brandungsdonner ans erklirrende Zellenfenster schlug, wenn dann eines Morgens die Landschaft düsterklar in lauer Tränkung stand und schwerer dunkler Wolkengang übers Erblühen der gelben Narzissen hinwegwühlte — dann tauten unter der Kutte all die durchgewinterten und schlafstarren Desideria auf, und ein armer Mönch gedachte des Heimatklosters an seliger Bucht. . .“

Oder an anderer Stelle ein Morgenaufbruch zur Jagd:

„Und morgen in aller Ruckucksfrühe sollte vom Ralkgraben der alte Rempel außs Korn, stand ohnehin der Grenze nah und den Wildererweilern, ließ nicht die Muttergeiß mit dem Riß, Jährlinge und angehende Männlinge nicht in Frieden, und trug, wenige Male zwar und kurz nur gesichtet, auf eisengrauer Stirn eine schwarzschwere Hauptkrone. . . — Und nun lauerte Primus lange vor Tau und Tag schon

auf dem Stocke, den er sich zum Sitze ausersehen. . . Unterm vergrastem Abfuhrwege das raume Stangenholz mit dem Horst nachwüchsiger, stark besetzter Fichten; tief im Grunde die rauschende Schlucht, jenseits die schwacherdämmernden Morgenhänge. Es mußte stimmen. — Noch war Duster im Walde; Stufen, Stubben, Strunk in ringendem Zwiellicht verkauert. Der Kauz heulte, doch schon flügelte der Tag im Gezweig. Eine frühe stumme Schwarzdrossel hüpfte laut über trockene Spreu. Dann wuchsen die Stämme still in Kuckuckruf und tauperligen Finkenschlag. Hinter den Wipfeln der Himmel ward goldigbleich. — Drunt im Tal ein zeitiger Wagen. Schnaken begannen stichfeinen Sirtgesang. Der Specht schrie. . . Leichter Frischwind fröstelte durchs schauernde Laub, und immer noch lag der Waldgrund wie wartend in heimlichem Halbdunkel.“

Es bezeugt in seinen besten Büchern Gagern als einen Dichter von hohen Gnaden, daß der oft geradezu bestürzende Reichtum seiner Phantasie im Grunde nur das unererschöpfliche Schauen, Sagen und Sinnen des Ewig-Einen, des Vielgestaltigen, des Lebens ist und seiner nie auszutrinkenden Bilderfülle der Gezeiten, Farben, Rüche, Klänge. Es gibt bei Gagern unzählige Abschnitte von herzsprengender Schönheit und Wirklichkeitsgewalt, so tief liebt und schaut und l e b t der Dichter das Leben der Erde mit ihren Steinen, Gräsern, Wegen und Brücken, mit ihren Bergen, Städten, Wäldern, Wolken und Wettern, und dies alles webt mit am tausendfältigen Fädengeflecht der hohen und kleinen, dunklen und unbegreiflichen Schicksale seiner Menschen.

* * *

Mit Herz, Jugend und entscheidenden Ahnen ist Gagern in Krain daheim, in den Urwäldern der ewigen Grenze, wo seine Mutterväter, die Auerperge, schon im Jahre 820 mit anderen schwäbischen und fränkischen Geschlechtern eingewandert sind, jene Vormark gegen Einbrüche aus Osten und Süden zu schützen. Die Gagern hingegen kamen von Rügen her nach dem Rheine und von dort nach Wien. — So ist unser Dichter, gespeist aus altrassiger Wurzelkraft, zum glühenden Liebhaber alles Echten und Gewachsenen, zum Verächter der verpöbelnden Zivilisation, zum Deuter der drohenden Gefahr, zum zornig-gramvollen Seher der österreichischen Katastrophe geworden. Aufgewachsen unter einem Volke, dessen Menschen noch unschuldig und unverfälscht sind, hat er die Henker des völkischen Lebens unmittelbar beobachten können:

Die „gottverdammte Politik“, aufgehetzt von der „stinkenden Judenzeitung“, — „Der Pfarrer, der Krämer . . ., die Schullehrer und die zurückgekehrten Amerikaner, das sind die Träger der Gärpilze, sie verstäuben die schädlichen Sporen einer Kultur, die sich an diesen einfachen, gesunden Leuten festnistet, sie überwuchert und schließlich ausfaugt.“

Heute beginnen die gequälten Völker für diese Dinge hellhörig zu werden. Je mehr sie aber sich auf diejenigen Mächte zurückbesinnen, aus denen heraus allein eine Erneuerung möglich ist, umso höher wird in ihrer Schätzung ein Dichter steigen, der sich in seinen Werken wehrhaft glühend zu diesen Mächten bekannt hat.